

Chancen von Frauen naheliegenden Vorschlag, zukünftig auch Professorinnen in das Kuratorium aufzunehmen, nimmt Bormann dagegen nicht in seine Liste auf.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass das Auswahlverfahren des BIF seinen selbst erklärten Zielen offensichtlich nicht ausreichend genügt.

Bormanns Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Diskussion über die Verteilungsmodalitäten von Forschungsgeldern. Er hat wesentliche Mängel am Peer-Review-Verfahren anhand eines Beispiels – des Boehringer Ingelheim Fonds – aufgedeckt. Nicht eingelöst hat er dagegen seine Ankündigung, das Peer-Review grundsätzlich als Verfahren zur Verteilung von Forschungsgeldern zu überprüfen.

Antonia Kupfer (Wittenberg)

Ulrike Senger: Internationale Doktorandenstudien. Ein Modell für die Internationalisierung der Doktorandenausbildung an deutschen Hochschulen und Forschungseinrichtungen (Forum der Hochschulpolitik), hrsg. von der Hochschulrektorenkonferenz, W. Bertelsmann Verlag, Bielefeld 2003, 300 S. ISBN 3-7639-3184-8

Ausgangspunkt für die Modellbeschreibung von Ulrike Senger (*U.S.*) ist ein Tutorium für ausländische DoktorandInnen, das sie von 1998 bis 2002 im Bereich der Neusprachlichen Philologien an der Universität Heidelberg entwickelt und geleitet hat. Zunächst sollte dort schlicht eine bessere und systematische Einbindung ausländischer Gast-DoktorandInnen in das universitäre Leben und in den Wissenschaftsbetrieb erreicht werden. Schnell zeigten jedoch auch deutsche DoktorandInnen Interesse an diesem Angebot. Nachfrage entstand in vielen Geistes- und Sozialwissenschaften ebenso wie in der Medizin und in den Naturwissenschaften.

Das Tutorium stieß auf Seiten von StudiendekanInnen und ProfessorInnen nicht nur auf stereotype Bedenken, die *U.S.* eindrücklich vorführt (S. 51ff.), sondern sein Bedarf wurde insgesamt bezweifelt. Der Wissenschaftsrat (November 2002) und die Hochschulrektorenkonferenz (Februar 2003) bestätigen dagegen *U.S.s* praktische Erfahrungen durch

ihre Defizitbeschreibungen der derzeitigen Ausbildungssituation des wissenschaftlichen Nachwuchses. Die Probleme der Promotionsphase verschärfen sich für ausländische Gast-DoktorandInnen durch die Sprachbarriere und Unterschiede in der Wissenschaftskultur. Nicht wenige scheitern an der sprachlichen Qualität von Vorträgen, Exposes und Dissertationssteilen. Schlimmstenfalls landen sie in der fachlichen und sozialen Isolation.

Hier setzt *U.S.s* Modell „Internationale Doktorandenstudien“ an. Es unterscheidet sich strukturell kaum von den in jüngster Zeit an mehreren Hochschulstandorten etablierten Graduiertenzentren, Graduate Schools und Promotionsstudiengängen: Es gibt ein Kerncurriculum, um das sich ein Wahl(pflicht)bereich gruppiert, der durch soziale und kulturelle Aktivitäten ergänzt wird. *U.S.* möchte einen Beitrag zum Bologna-Prozess leisten. Das von ihr erdachte Promotionscurriculum erstreckt sich deswegen auf drei Jahre bzw. sechs Semester (+ vorgeschaltete Pilotphase zum Spracherwerb, s. S. 144ff.) und ist nach dem Europäischen Leistungspunktsystem (ECTS) ausgewiesen (Übersicht S. 250f.). Es ist sowohl für deutsche als auch für ausländische DoktorandInnen an deutschen Hochschulen und Forschungseinrichtungen konzipiert. Die „Internationalen Doktorandenstudien“ setzen sich aus sechs Studienelementen zusammen, die streckenweise redundant beschrieben, aber auch in tabellarischen Übersichten und Schaubildern vorgestellt werden (S. 152ff.):

1. Deutsche Wissenschaftssprache für ausländische DoktorandInnen / englische, französische o.a. Wissenschaftssprache für deutsche DoktorandInnen;
2. Deutsche Wissenschaftsmethodik für ausländische DoktorandInnen / englische, französische o.a. Wissenschaftsmethodik für deutsche DoktorandInnen;
3. Interkulturelle Kompetenz für deutsche und ausländische DoktorandInnen;
4. Interdisziplinäre Kooperation für deutsche und ausländische DoktorandInnen;
5. Hochschuldidaktik für deutsche und ausländische DoktorandInnen;
6. Sozialbonus: Übernahme einer wissenschaftlichen Patenschaft für deutsche und ausländische DoktorandInnen.

Teilweise wirken die Maßnahmenkataloge und das Lehrangebot des Modells wie eine Antwort auf alle jemals geäußerten subjektiven Bedürfnisse

von Betroffenen. Anscheinend muss ein „international ausgewiesener“ Doktorand/Promovierter“ in seinem Qualifikations- und Kompetenzprofil aber auch all diese Bedürfnisse in sich vereinen (dazu S. 71ff.) – es besteht die Gefahr der Überforderung des Einzelnen und eine Überfrachtung des Promotionscurriculums. Die Diskussion über Inhalt und Zielsetzung einer primär fachwissenschaftlich fokussierten Promotionsleistung und dem neuerdings an sie herangetragenen Anspruch, Beschäftigungsfähigkeit/*employability* zu erlangen, kommt in *U.S.s* Ausführungen zu kurz. Auch eine Differenzierung des Modells nach Fächern bzw. Fächergruppen fehlt. Statt der theoretisierenden Exkurse zu den Begriffen „Interkulturelle Kompetenz“ (S. 166ff.) und „Interdisziplinarität“ (S. 185ff.) wäre es wünschenswert gewesen, konkrete Studienangebote für verschiedene Fächer(gruppen) zusammenzustellen – insgesamt bleiben die Studienelemente 3 und 4 in der Modellbeschreibung diffus.

Bei einer etwaigen Umsetzung des Modells gelangt man schnell in den Bereich des Utopischen, solange landesgesetzliche Bestimmungen Studienverläufe alternativlos festschreiben (vgl. S. 80ff.), gleiches gilt etwa bei den Berechnungen der Personalkapazitäten für Lehraufträge und Koordinierungsstellen (S. 132ff.). Nicht durchgerechnet hat *U.S.* den Aufwand des von ihr vorausgesetzten strengen Zulassungsverfahrens und der studienbegleitenden Leistungskontrollen durch international zusammengesetzte Gutachtergremien (S. 75 ff.). Zur Finanzierung des Promotionsstudiums (S. 140ff.) hofft *U.S.* auf Sponsoren aus Industrie und Wirtschaft sowie auf Drittmittel und/oder eine Stiftung. Auch an die kommerzielle Vermarktung der Geschäftsidee Promotionsstudium ist gedacht, vor allem jedoch an eine Beteiligung der DoktorandInnen an den Ausbildungskosten in Form von Kursgebühren und beispielsweise ein kostenpflichtiges Career Center – hieran dürfte sich nicht nur gewerkschaftliche Kritik entzünden.

Übereinstimmung mit zahlreichen hochschulpolitischen Akteuren herrscht dagegen bei der Forderung nach einer Art „Dissertationsvereinbarung“ zwischen DoktorandIn und BetreuerIn, die auch *U.S.* zur Versachlichung der Beziehung und Stärkung der Verbindlichkeit der am Dissertationsprojekt Beteiligten erhebt (S. 75f. mit Anm. 31). Bemerkenswert erscheint an *U.S.s* Modell die Idee, die Eigenheiten nationaler Wissenschaftssprache(n) und Wissenschaftsmethodik(en) zum Gegenstand akademischer Lehre und wissenschaftlicher Forschung zu machen. Auch ihre Bedarfsanalyse für die fremdsprachige Hochschuldidaktik ist tref-

fend. Erst durch Angebote dieser Art lässt sich die von *U.S.* angestrebte „qualitative Internationalisierung“ von Hochschulen und Forschungseinrichtungen erreichen und evaluieren. Völlig zu Recht kritisiert sie (S. 34ff.), dass Internationalisierung bislang ausschließlich quantitativ über den Ausländeranteil bei den Studierenden sowie über die Zahl der Auslandsaufenthalte deutscher Studierender und WissenschaftlerInnen gemessen wird.

Claudia Kleinwächter (Frankfurt a. M.)